

Luba Goldberg-Kuznetsova

Lubotschka

ROMAN

 aufbau

Dies ist ein Roman. Etwaige Ähnlichkeiten
mit lebenden Personen sind zufällig
und nicht beabsichtigt.



ISBN 978-3-351-03763-5

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2019

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2019

Einbandgestaltung zero-media.net, München

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de



Für Angela



*I like it when somebody digresses.
It's more interesting and all.*

J. D. Salinger, *The Catcher in the Rye*

»Wovon wollt ihr denn dort eigentlich leben?«

Olesja und ich liegen auf dem Gras des Marsfeldes*, nicht weit von der Eremitage.

Sie liegt auf dem Bauch und rupft wütend das Gras aus dem Boden. Ich liege auf dem Rücken. Die untergehende Sonne blendet mich noch durch die Augenlider, aber mir einen Schirm zu improvisieren wäre viel zu anstrengend. So leide ich, bis es nicht mehr auszuhalten ist oder bis sie endlich untergeht. Das dauert lange. Irgendwann hebe ich eine Hand und stecke sie in die Handtasche, auf der Suche nach dem Schal aus seidigem Gewebe, den ich eben für meinen Abschlussball gekauft habe. Er ist fliederfarben und hat ein Muster, das aus dem weißen Calvin-Klein-Logo besteht, das unzählige Male kreuz und quer darauf gedruckt ist.

Ich habe mit Olesja den ganzen Tag auf dem Troizki Rinok** verbracht, auf der fast hoffnungslosen Suche nach einem Abschlussballkleid. Es wäre ein großes

* Eine Nachahmung der Marsfelder in Rom und Paris. Eine große viereckige Fläche, bewachsen mit grünem Gras, Blumenbeeten und der Ewigen Flamme in der Mitte, gewidmet den 180 Gefallenen in der Februarrevolution. Eine Erholzone für Jugendliche und Touristen. (*Hier und weiter – Anmerkungen der Autorin.*)

** In der Nähe der U-Bahn-Station Troizkaja, wo weniger Lebensmittel als halbillig aus Polen, Ungarn, Finnland und China importierte Kleidung und

Glück, dort, zwischen den ganzen illegal importierten Made-in-China-Gummischlappen und Bergen billiger Polyesterunterwäsche, die eine bunte Landschaft unter dem freien Himmel bilden, ein anständiges Kleid zu finden. Da waren ganz süße Angora-Pullis in allen möglichen Farbschattierungen, aber ich habe mir überlegt, dass es bis zum Winter noch so lang ist.

Eine ganze Ausgabe der *L'Officiel* war der Tendenz gewidmet, Firmenlogos ganz groß zu tragen, überall, auf T-Shirts, Taschen, Kleidern und Schuhen. Groß gedruckt, unendlich oft wiederholt, als Schnallen, Knöpfe oder Buchstabenketten. Alle Modehäuser scheinen es gerade zu tun. Wie gut, dass die Tendenz schon von China aufgegriffen wurde und die Tschelnoki* sich darum gekümmert haben, die logobedruckten Kleider, Tücher, Schuhe und Taschen herzubringen und auf den Rinoks zu verkaufen. Allerdings wäre es mir zu viel, ein logobedrucktes Kleid zum Abschlussball zu tragen. Beim Abschlussball sollte es schließlich um mich gehen und nicht um irgendwelche Modehäuser. Also habe ich mir erst mal diesen Schal gekauft. Den kann ich noch häufig tragen.

Die Mutter hatte mir hundert Dollar gegeben, die ich bei der Bank mit dem höchsten Währungskurs in der Stadt in Rubel gewechselt habe, am Sennaja-Platz. Den ganzen Weg dahin, mit der Metro durch die ganze Stadt, lag der Schein in der kleinen Tasche meiner Jeans,

Hausrat verkauft werden. Die niedrigsten Preise in der Stadt, im Vergleich zu anderen solchen Märkten.

* Buchstäblich »Webschütze« – zwischen den Orten der Ein- und Verkaufsstelle hin und her pendelnde(r) HändlerIn.

und ich prüfte alle paar Minuten, ob er noch da ist. Ich werde oft beklaut, sehr oft.

Weil ich noch keine achtzehn bin, musste ich Olesja bitten, mich dort mit ihrem Ausweis zu treffen. Ohne Ausweis machen die es nicht.

Sie fragte: »Wozu brauchst du so viel Geld?«

In Piter* ist es cool, arm zu sein und so viele Dinge wie möglich umsonst zu haben: sich Essen und Getränke ausgeben zu lassen oder in Cafés zu gehen, wo es so gut wie nichts kostet, freier Eintritt zu Ausstellungen, wenn man zu Eröffnungen kommt, als Bonus, freier Wein, freie Theaterkarten, wenn man so tut, als wäre man von der Presse, Klamotten aus dem Secondhandladen, Bücher aus der Bibliothek oder von Freunden geliehen, Kassetten mit Piratenmusik von den Rinoks. Ist manchmal schön. Man fühlt sich lebendig, wenn es klappt. Manchmal fühlt es sich aber gut an, sich was Schönes zu kaufen. Und sich dabei vorzustellen, man kaufte sich schon immer tolle Dinge. Ich habe zehn Jahre lang im Internat gelebt, wo ich nur Geld gebraucht habe, wenn ich unerlaubterweise rausgegangen war, um einen Snickers, Mars, Bounty oder Kekse aus der Bäckerei, oder später auch Wein und Kosmetik zu kaufen, oder an den Wochenenden, die ich zuhause verbracht habe, allerdings unter Mutters Kontrolle, oder als ich die Schule geschwänzt habe, um durch die Stadt zu schlendern. Meistens hatte ich dabei kein Geld, oder

* Zärtliche Bezeichnung von St. Petersburg. So nennen die Stadt nicht nur Petersburger selbst, sondern alle im russischen Sprachraum, schon seit der Stadtgründung. Es ist eine Ehre, aus Piter zu kommen. Menschen aus Piter mag man mehr als Menschen aus Moskau. Menschen aus Piter gelten als ruhig, bescheiden, verträumt und kulturinteressiert. Man möchte sie kennenlernen.

wenig. Und wenn doch, dann fühlte ich mich endlich wie ein vollwertiger Teil dieser Welt, der tun und lassen kann, was er will. Je mehr ich zur Verfügung hatte, umso stärker war das Gefühl. Geld auszugeben fühlt sich vielleicht deshalb für mich immer noch wie Freiheit an. Olesja versteht das nicht, weil sie auf eine ganz normale Schule geht.

Ich wartete auf sie vor dem Währungswechsellpunkt, während sie mein Geld für mich wechselte. Dann kam sie raus und gab mir einen dünnen Stapel Rubel, den ich schnell einsteckte. Sie zeigte mir das Foto in ihrem Pass. Sie sah darauf aus wie ein süßes kleines Tierchen, gleichzeitig sehr erwachsen, weil ich wusste, was sich dahinter versteckte.

Das Geld muss für alles reichen: für ein neues Kleid, vielleicht noch für irgendwas zum Überziehen, wie einen Cardigan, für eine gute Strumpfhose, neue Unterwäsche, den Friseur und vielleicht noch für ein Lipgloss oder sowas. Ich wollte auf jeden Fall noch in die teuren Geschäfte auf dem Newski*, um am Parfüm zu schnuppern und die echten Designerkleider zu sehen.

Die hundert Dollar hatte die Mutter noch von ihrer letzten Reise als Tschelnotschniza nach Polen. Dort hatte sie auf einem Markt einen Berg weißer fransiger Tischdecken aus Spitze verkauft, die sie hier in Piter in irgendeiner Fabrik massenweise eingekauft hatte. Dann hat sie vom Umsatz allerlei polnisches Zeug gekauft, das es hier nicht gibt, um das dann wiederum hier auf einem von den Rinoks wieder zu verkaufen. Das war bis

* Die zentrale und die aufregendste Straße der Stadt. Hat eine sentimentale Bedeutung für jeden Petersburger, ist ein Zentrum des Piterischen Universums (abgesehen von der Alexandersäule).

vor Kurzem ihr kleines Business. Einen Teil des polnischen Zeugs hat sie nicht verkauft, es waren Geschenke für mich. Ungewöhnliche Lebensmittel in hübschen Verpackungen, wunderschöne Schreibutensilien für die Schule und vor allem Klamotten. Sie wollte nicht, dass ich neben denjenigen in meiner Klasse schlecht aussah, deren Eltern eigene Firmen hatten. Und Berge von polnischen Süßigkeiten brachte sie auch mit; und früher irgendwelches Spielzeug, aber ich weiß nicht mehr, welches. Allerdings ist ihr die Sache in letzter Zeit viel zu anstrengend geworden, wegen des Zolls und ihrer Nerven, also macht sie es jetzt nicht mehr.

Jetzt verkauft sie, wenn sie nicht in der Schule sein muss, vor dem Baltischen Bahnhof Kwas* aus einem von diesen gelben Fässern. Das im Sommer. Und im Winter, wenn keiner Bock hat auf Kwas, zapft sie Milch aus den weißen Fässern. Sie zapft und zapft und zapft. Die Leute kommen mit ihren Flaschen oder emaillierten Eimern und stehen im Schnee Schlange, um Milch zu kaufen. Ein bisschen seltsam. Sie könnten ja eigentlich auch welche in einem Parmalat-Kiosk kaufen. Sie ist dort wenigstens abgepackt, und man weiß genau, wie der Fettgehalt und die Kalorienmenge sind. Aber es fühlt sich wohl besser für sie an, wenn für sie die Milch

* Traditionelle alkoholarme Biersorte, die aus Roggenbrot, Wasser, Malz, Zucker und Hefe in einem Gärungsprozess hergestellt wird. Wird in den Sommermonaten aus den 900-Liter-großen goldgelben Fässern aus rostfreiem Stahl auf der Straße verkauft. Man kann einen weißen Plastikbecher von 0,2l oder einen farblosen von 0,5l kaufen. Oder man bringt eigenes Geschirr, Flasche oder Glas, und kauft Kwas literweise. Sowohl ein Getränk als auch Basis für Okroschka, eine kalte Suppe mit Sauerrahm, Gurken, Radieschen, Schnittlauch, Dill, hartgekochten Eiern und Wurst.

in der Kälte aus dem Fass abgezapft wird, so als wäre sie von heute Morgen, fast direkt von der Kuh.

Um im Winter Milch aus dem Fass zapfen zu können, muss die Mutter erst einmal den Zapfhahn abtauen. Weil er nämlich manchmal so zugefroren ist, dass da kein Tropfen rauskommt. Sie bringt von zuhause eine Thermoskanne mit heißem Wasser aus dem Kessel mit und gießt es langsam über den Hahn. Darunter steht eine Schale, die das Wasser auffängt. Wenn es einmal nicht reicht, muss sie aus dieser Schale nochmal das Wasser über den Hahn gießen und eine zweite Schale darunterstellen, während die Schlange wartet.

Andere Milchverkäuferinnen bringen Kerosinlampen mit, aber ich habe keine Ahnung, wie sie es damit machen. Die Mutter auch nicht, aber sie erzählt, dass sie es tun.

Manchmal friert die Milch während des Tages im Hahn ein, dann bohrt Mamascha einen Stift in den Hahn, um den Milcheispfropfen rauszukratzen.

Ihr ist so kalt, weil sie dort ständig auf einem Hocker sitzen muss. Sie besorgte sich extra für diese Arbeit ein Paar Walenki. Man trägt sie eigentlich nicht ständig und überall in Russland, wie es von manchen angenommen wird. Sondern nur in solchen Extremfällen, wenn es einem egal ist, wie man aussieht. Es sei denn, es sind Designermodelle. Ich habe kleine Mini-Walenki getragen, als ich im Kindergarten war. Die Mutter trägt sie am Milchfass, weil ihre Füße in allen anderen Schuhen frieren würden. Manchmal legt sie noch kleine Gel-Heizkissen hinein. Die, in denen kleine Metallteilchen liegen, die man erst brechen muss, damit das Kissen warm wird.

Eine Tschelnotschniza in Polen, die auf dem Markt neben der Mutter ihr Zeug verkauft hat, hat immer Nacht-Maxi-Damenbinden in ihre Walenki gelegt. In Polen kann es auch so kalt werden, wenn man sich nicht bewegt. Die Nacht-Maxi-Binden halten die Feuchtigkeit von den Füßen weg und die Füße warm. Diese Tschelnotschniza unterrichtete sonst Physik an der Uni. Sie wusste Bescheid über solche Sachen. Sie teilte dort dann die Nacht-Maxi-Binden auch mit den anderen Tschelnoki, auch mit den Männern, die sie dann gleich auch in ihre Schuhe reingelegt haben.

Einmal, als ich übers Wochenende aus dem Internat zurückkam, hat sich die Mutter beschwert, dass sie am Tag zuvor nicht gerade stehen konnte. Ihr Rücken krümmte sich, wie sie erzählte. Ich konnte ihr das gar nicht glauben, weil sie ja noch gar nicht so alt war. Jedenfalls hatte sie dann angeblich einen Kehrbesen genommen, um damit zum Milchfass zu kommen. Als sie aus der Wohnung raus war, hatte sie einen Mann, der vorbeiging, gebeten, den Besen vom Besenstiel abzubrechen. Das tat er. So ging sie eingekrümmt, mit einem Besenstiel in der Hand, zur Arbeit. Ich konnte ihr das echt nicht glauben, weil sie ganz normal aussah, als sie das erzählte. Ich muss ganz ehrlich sagen, dass ich es nicht ausstehen kann, wenn sie mir von ihrem Job erzählt.

Ich habe immer Angst, dass jemand aus meiner Schule sie dabei erkennt, wie sie aus einem Fass auf der Straße Kwas oder Milch verkauft. Und sie hat Angst, dass jemand aus ihrer Schule sie dabei erkennt. Sie ist eine Grundschullehrerin an einer Schule für Kinder mit Entwicklungsrückständen.

Zur Tarnung trägt Mamascha bei der Schwarzarbeit am Kwasfass immer einen überdimensional großen salatgrünen Mützenschirm. Dieser Schirm ist sehr praktisch, er schützt sie nicht nur vor der Sonne, sondern auch vor dem Augenkontakt mit den Kwastrinkern.

»Ich sehe sie nicht, sie sehen mich nicht.«

Sie fände es, glaube ich, erniedrigend, die Käufer anlächeln zu müssen. Schließlich hat sie einen Abschluss in Pädagogik. Unter dem Schirm kann sie, anstatt zu lächeln, Grimassen schneiden, wenn sie sie nerven.

Sie tut sonst nur das Nötigste: nimmt das Geld, gibt Wechselgeld raus und zapft, in Flaschen, Becher, Plastiktüten, Eimer. Sie muss nicht freundlich zu den Leuten sein. Wenn sie Durst haben, kaufen sie ihren Kwas ja so oder so.

Im Winter, am Milchfass, kann sie keinen Mützenschirm tragen. Da hofft sie einfach, dass keiner vorbeikommt, den sie kennt.

Mutter hat kastanienbraune, glänzende Haare und ein schönes, rundes Gesicht, das auch ohne Mützenschirm zur Hälfte hinter einer dicken Brille versteckt ist. Sie hat sehr schlechte Augen, schon seit sie drei war. Dafür sind sie sehr groß und mandelförmig, mit wunderschönen vollen dunklen Brauen. Leider habe ich sie nicht von ihr geerbt. Ich komme mehr nach meinem blonden, blauäugigen Vater. Mit einem Auge schielt sie ein bisschen, aber die meisten finden das sehr charmant. Sie kriegt jedenfalls immer noch Post von ihren Verehrern von früher.

Zum Kwasverkauf trägt sie Turnschuhe russischen Fabrikats. Keiner hätte gedacht, dass die überhaupt für

irgendwas gut sind, aber zum Kwasverkauf reicht es. Wenn man sie lang genug trägt, gewöhnt man sich an den Anblick und merkt fast keinen Unterschied zu den importierten. Irgendwie ist es ihr aber sowieso egal. Sie will nur, dass ich gut aussehe.

Sie erklärt mir hin und wieder, dass am schönsten die weißen und blassgelben Lidschatten aussehen, wie bei Catherine Deneuve. Mutters Lidschattenpalette hat ihr jemand illegal verkauft, »von unter dem Tisch«, sie ist natürlich importiert, handteller groß, rund und weiß und sieht aus wie die Palette eines Malers. Zwischen den kreisförmig angeordneten runden Förmchen mit pastellfarbenen Lidschatten liegt ein kleiner Applikator, und in dem Deckel ist ein runder Spiegel. Der ist allerdings schon sehr zerkratzt und sowieso ohne Vergrößerung. Dabei braucht sie bei ihren Augen mindestens eine zehnfache Vergrößerung. Die hat sie in ihrem Tischspiegel, der aussieht wie eine Sonnenblume.

Die feste Wimperntusche der Marke »Leningrad«, die, die man mit Spucke anrührt, kostete früher vierzig Kopeken und war die einzige, die man schnell und legal kriegen konnte. Die Mutter sagt, man kann die schönsten Wimpern bekommen, indem man davon eine Schicht nach der anderen aufträgt. Leider brennt diese Spucke-Wimperntusche in den Augen wie Seife. Vermutlich, weil Seife ihr Hauptbestandteil ist. Schwarz ist sie von der Aktivkohle, und das macht die Sache auch nicht besser.

Inzwischen kann man jederzeit in der Metro, in den Kiosks oder auf den Rinoks flüssige Tusche kaufen. In den teuren Parfümerien auf dem Newski sowieso. Also, wenn man Geld hat. Die Mutter bringt ihre Tusche von

ihren Handelsreisen mit. Trotzdem wirft sie die alte Spucke-Tusche nicht weg. Die neuen Tuschen haben eben nicht die gleiche Wirkung.

Flüssigen Lidstrich gab es früher auch nicht, deshalb musste die Mutter, wie die meisten anderen, ihre Lider mit der Spucke-Tusche nachziehen. Dafür spitzte sie mit dem Rasiermesser ein Streichholz an, nahm damit die angerührte Farbe auf und führte es zum Lid. Trotz der zehnfachen Vergrößerung war das ganz schön gefährlich bei ihren Augen.

Der Lidstrich muss so dünn wie möglich sein und so nah wie möglich am Wimpernansatz aufgetragen werden. So kann man die Wimpern optisch verdichten und dem Blick mehr Ausdruck verleihen. Am unteren Lid trägt man keinen Lidstrich, weder flüssig noch einen mit Stift gezogenen. Das machen nur Schlampen. Daran erkennt man sie.

Mutters Augen sind grau, und wenn sie die Brille abnimmt und dir in *deine* Augen sieht, berührt dieser Blick etwas in dir. Es tut sogar ein bisschen weh, aber auf eine schöne Weise. Allein mit Make-up kriegt man das nicht hin.

Wenn sie die Brille abnimmt und mich direkt ansieht, sehe ich – sie ist schön. Ihrer Schönheit kann man sich einfach nicht entziehen, so offensichtlich ist sie. Noch schöner allerdings ist sie auf ihren alten Fotos. Das letzte Foto, auf dem sie schöner ist als jetzt, ist das Hochzeitsfoto mit dem Vater.

Es ist schwarz-weiß, aber ich weiß, dass ihr Kleid einen gebrochenen Rotton hat. Es hat einen langen, spitzen Kragen aus handgeklöppelter weißer Wologda-Spitze, auf den sie immer noch stolz ist. Dieses Kleid

ist aber keins, das ich zu meinem Ball anziehen würde. Ich glaube außerdem, dass sie daraus inzwischen einen Rock genäht hat. Vielleicht sogar für meinen Auftritt im Schultheater. Und den Spitzenkragen hat sie hin und wieder an meine braune Schuluniform genäht, als wir noch Uniform-Pflicht hatten, also bis zur dritten Klasse. Und sie hatte damals sogar noch mehr Wologda-Spitze besorgt, um mir passende Spitzenmanschetten zu nähen. Das war viel zu auffällig, weil die anderen kleine bescheidene weiße Bubi-Kragen hatten. Ich fand es früher furchtbar, aufzufallen.

Parfüm darf Mutters Meinung nach auf keinen Fall Rosenduft beinhalten oder aus Bulgarien stammen. Sie hasst den Duft von Rosen und besonders die »Bulgari-sche Rose«. Ihr Parfüm muss ein echtes Parfüm sein. Nicht EdP, nicht EdT, sondern reines Parfüm. In einem Glasfläschchen, das man mit einem Glaspfropfen verschließt, mit dem man sich auch das Parfüm hinter den Ohren auftragen kann. Sie hatte früher so ein Fläschchen mit echtem französischem Parfüm. Ich fand, dass es nach Glas roch. Und sie sagte: »Nach echtem französischem Parfüm.« Es ist natürlich längst alle. Jetzt hat sie von einer ihrer Reisen ein festes arabisches Parfüm mitgebracht, in einem schwarzen Porzellantöschen. Man trägt es mit dem Finger auf. Es duftet sehr warm und gemütlich, nach Gewürzen und zerbrochenen Keksen oder sowas in der Art. Es erinnert mich an ihre Lippenstifte, die sie in den Achtzigern in ihrer roten Handtasche verwahrt und aufgetragen hat, wenn wir ins Theater gingen. Sie zerrte mich damals ständig ins Theater.

Sie möchte, dass ich alles habe, was auch die anderen haben, und am liebsten noch mehr. Sie weiß gar nicht,

was ich möchte, und ich kriege jeden Tag neue Wünsche. Und ich möchte nicht, dass sie ständig über ihre Arbeit redet. Ich hasse es. Ich habe es ihr schon tausendmal gesagt. Aber sie hört nicht damit auf.

Beim Kwasverkauf verdient sie dreimal so viel wie in der Schule. Und sogar das Fünffache, wenn sie die benutzten Plastikbecher zuhause spült, trocknet und am nächsten Tag wieder verwendet. Wenn das jemand erfährt, bringe ich mich um.

Kwas kostet fünfzig Rubel. Für den Becher muss man hundertfünfzig Rubel dazuzahlen. Dreihundert für einen großen, plus hundert für den Kwas. Du trinkst aus und wirfst den Becher in die Mülltonne, die von der Kwasverkäuferin neben dem Fass aufgestellt wurde. Die Tonne ist mit einem Plastikbeutel ausgelegt. Wenn der voll ist, bindet die Mutter ihn zusammen und setzt einen neuen ein. Die Beutel sammeln sich neben dem Kwasfass. Wenn keiner hinsieht, öffnet sie die Beutel und legt die Becher alle ineinander, um Platz zu sparen. Um acht macht sie Schluss: dreht den Hahn zu, schickt den Rest der Schlange nach Hause, klappt über dem Hahn den Deckel runter und hängt ein Schloss dran, versteckt den Klapphocker und die Plastiktonne bei der zahnlosen Swetlana im Zeitungskiosk nebenan, steckt die Becher aus dem Beutel ineinander, packt sie in eine große Sporttasche und nimmt den Bus nach Hause.

Unsere Badewanne ist jeden Abend voll von diesen Bechern. Die weißen kleinen, zweihundert Milliliter. Die farblosen transparenten von einem halben Liter. Manche sind beschmiert mit Lippenstift. In manchen liegt noch was drin, ein kleines Souvenir, wie ein Kaugummi, ein Steinchen aus einer Kirsche, Pflaume oder

einem Pfirsich, ein Zigarettenstummel oder auch mal eine tote Biene oder Wespe. Die Insekten fliegen auf den süßlichen Kwasgeruch, unwissend um ihr bitteres Ende in unserer Badewanne. Dort schwimmen sie irgendwann auf der Oberfläche. Wenn ich mich nicht zu sehr ekele, lese ich sie manchmal mit den Fingerspitzen an ihren Flügeln auf und werfe sie in den Müll. Meistens widern sie mich aber an.

Mamascha nimmt einen Schwamm und etwas Spülmittel, und seift jeden Becher ein, auf dem sie Lippenstift sieht. Die anderen werden auch so sauber genug. Lippenstiftabdrücke gibt es in allen Formen und Schattierungen. Wunderlich, wie eine Frau violette oder orangefarbene Lippen tragen und nach dem Trinken ihre Kippe in den Becher werfen und gehen kann. Ich stelle sie mir vor. Sie ist eine Alkoholikerin, weigert sich aber, dies zuzugeben, trägt schwarze Netzstrumpfhosen und gigantischen »goldenen« Schmuck. Sicherlich trägt sie den Lidstrich am unteren Lid und riecht nach Rose. Und nach Wodka und Tabak aus dem Mund. Sie hat spitze Ellbogen und Knie und ein knöchriges Dekolleté. Ähnlich wie meine Zahnärztin. Sie kann toll Geschichten erzählen.

Die Mutter spült die Becher einzeln unter dem Wasserhahn ab und stellt sie eng nebeneinander auf, mit dem Boden nach unten auf alle horizontalen Flächen in der Wohnung. Nur in meinem Zimmer nicht. Wenn ich meine weiße Tür hinter mir schliesse, will ich nichts von Kwasverkauf oder Ähnlichem wissen.

Am nächsten Morgen dreht sie sie alle um, mit dem Boden nach oben. Sie müssen hundertprozentig trocken werden, damit keiner Verdacht schöpft. Manchmal helfe

ich ihr beim Aufstellen und Umdrehen, aber das kommt nicht oft vor. Die weißen kommen zu den weißen, die transparenten zu den transparenten. Darüber noch eine Schicht, um Platz zu sparen. Und vielleicht noch eine. Fast wie ein Champagnerturm.

In der Wohnung riecht es säuerlich nach Kwasresten, in die menschliche Spucke reinkam und deren Bakterien sich mit Bakterien von Kwasresten gekreuzt und vermehrt haben: tote Wespenreste, Malz, Hefe, Zucker, Milchsäure.

Auf dem Küchentisch – die einzige Fläche, auf der noch keine Plastikbecherarmee steht – liegt ein Berg Münzen. Sie müssen noch sortiert und gezählt werden. Die Scheine sind in der Gürteltasche, die die Mutter für die meisten Handelsunternehmungen benutzt. Da sind sie gut aufgehoben, während sie am Spülen ist.

Wenn sie mit Spülen fertig ist, setzt sie sich an den Tisch, sortiert die Münzen, zählt sie und schreibt auf, von welchen Münzen sie wie viele bekommen hat. Dann sortiert und zählt sie die Scheine. Und schreibt alles auf, in ein kariertes Heft. Sie addiert alle Beträge zu einer Summe, und das ist dann der Umsatz. Dann zählt sie die übriggebliebenen Becher, subtrahiert diese Zahl von der Anzahl der Becher, die sie mitgenommen hatte, und schon weiß sie, wie viele leere Becher sie verkauft hat. Dann schaut sie, wie viele davon neu waren. Diese Summe zieht sie vom Umsatz ab, dann weiß sie, wie viel Kwas sie verkauft hat. Sie nimmt ein leeres Blatt und erstellt einen Tagesumsatzbericht für ihren Chef.

Olesja und ich haben also den ganzen Tag auf dem Troizki verbracht, in der vergeblichen Hoffnung, zwi-